



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Joseph von Eichendorff

Keiter, Heinrich

Köln, 1887

V. Der Feldzug von 1813. Rückkehr und Verheirathung. "Ahnung und Gegenwart".

urn:nbn:de:hbz:466:1-15133

So war Eichendorff's Aufenthalt in Wien, der nur hin und wieder durch Besuche bei seinen Eltern und seiner Braut unterbrochen wurde, ein überaus glücklicher. Er wurde nach und nach in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt und hatte sichere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn. Oesterreich schien ihm die zweite Heimath werden zu sollen, so daß Philipp Veit an seine Mutter schreiben konnte, Eichendorff sei so „eingewienert“, daß er schwerlich wo anders fröhlichen Herzens sein könne¹⁾. Aber es kam anders, und daß es so kam, gereicht unserm Dichter zur höchsten Ehre. Endlich war der Zeitpunkt gekommen, um das fremde Joch abzuschütteln, und Eichendorff zögerte keinen Augenblick, das wahr zu machen, was er in feuerigen Gedichten gelobt: er weihte seinen Arm dem Vaterlande. Während der zwei Jahre, welche er in Wien zubrachte, bereitete sich ein so rascher Wechsel der Dinge vor, wie er auch von den Optimisten nicht erwartet worden war. Napoleon, der Emporkömmling, stand im Jahre 1811 auf dem Gipfel seiner Macht. Ein Sohn, den ihm die Tochter des Hauses Habsburg geboren, sicherte seiner Familie die Dynastie. Da begann er den Feldzug gegen Rußland. Der Brand von Moskau äscherte auch den anscheinend unzerstörbaren Riesenbau seiner Macht ein. Geschlagen kehrte er zurück. Nun erhob sich Preußen, das in jahrelanger stiller Arbeit sich auf den großen Befreiungskampf vorbereitet hatte, und der Aufruf des Königs rief am 3. Februar 1813 das ganze Volk zu den Waffen. Eichendorff säumte nicht, dem Rufe zu folgen. „Steig' aufwärts,“ sang er begeistert,

Steig' aufwärts, Morgenstunde!

Zerreiß die Nacht, daß ich in meinem Wehe

Den Himmel wiedersehe.

Er opferte seine Laufbahn dem Vaterlande, er schlug sein Leben in die Schanze, während um dieselbe Zeit der größte deutsche Dichter seinen Sohn August hinderte, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten!

V.

Mit Eichendorff zog Anfang April 1813 sein treuer Freund Philipp Veit in's Feld, während Wilhelm, des Dichters Bruder, in Wien zurückblieb. Am 12. April kamen die Freunde in Breslau, dem preußischen Hauptquartier an, wo sich der König mit seinen Ministern und Generälen befand. Hier wurde ihnen allgemein gerathen, zu dem schwarzen Freicorps unter Bülow nach Sachsen zu gehen, und sie waren gern geneigt, sich

¹⁾ Raich, a. a. O., II 209.

einem solchen Unternehmen, welches im Kleinkrieg ganz romantische Abenteuer versprach, anzuschließen. Am 18. April trugen sie bereits ihre Uniform, welche Philipp Weit wie folgt beschreibt: „Wir tragen eine Vitefka, d. h. eine kurze Pikefche von schwarzem Tuch, weite schwarze Ueberziehhosen und Stiefel, einen Tschako und schwarze Handschuhe, alles mit rothen Schnüren besetzt. Unsere Waffen sind eine Büchse oder Stutzen, ein kurzer Säbel an schwarzem Bandelier, eine Pistole und ein Dolch“¹⁾. Die Freunde nahmen sich, wie Philipp noch wohlgefällig bemerkt, höchst kriegerisch aus. Am 19. April gingen beide in Erwartung großer Dinge und in sicherer Hoffnung auf hervorragende Heldenthaten von Breslau ab und trafen am 1. Mai in Grimma ein, wo sich etwa 40 Mann der schwarzen Schaar gesammelt hatten. Sie beabsichtigten, sich nach Dessau, wo Lützow mit der ersten Compagnie stand, durchzuschlagen; da ihnen aber die Franzosen in den Weg kamen, so mußten sie sich bis Meissen zurückziehen. Hier bekamen Eichendorff und Weit vom Hauptmann Seidlitz von der vierten Compagnie den Befehl, nach Dresden zu gehen, alle schwarzen Truppen, welche sich in dortiger Gegend befanden, zu sammeln und ihm zuzuführen. Sodann erhielt das Bataillon von General Scharnhorst den Auftrag, sich in den Spreewald zu werfen, dort den Feind zu beschäftigen und von der Hauptarmee abzulenken. Am 23. Mai finden wir die beiden kriegslustigen Vaterlandsvertheidiger, welche sich danach sehnten, endlich in Thätigkeit zu treten, in Fürstenwalde, wo sie sich gestehen mußten, daß sie sich ihren Feldzug denn doch ganz anders vorgestellt hatten²⁾. Eichendorff's muthiges Lied:

„Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, über'n Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein.“

sollte für ihn erst viel später in Erfüllung gehen. Am 26. Juni war Weit in Havelberg, während Eichendorff nach Berlin gesandt worden war; Mitte Juli traf auch Philipp dort ein. Beide waren des sehr wenig erfolgreichen Hin- und Herziehens herzlich müde. Lützow's Freicorps spielt in der Poesie der Befreiungskriege eine bedeutende Rolle, in Wirklichkeit aber hatte Lützow's wilde verwegene Jagd nur bescheidene Bedeutung. Es fehlte an einer kräftigen, zielbewußten Führung, an Leichtigkeit der Bewegung, welche für einen Guerillakrieg, den die Freischaar ja eigentlich führen sollte, unerlässlich ist, und endlich auch, wie Weit selbst eingesteht, an der rechten Freudigkeit. Zu einem frischen fröhlichen Kampfe ist die schwarze Schaar nie gelangt und über meist unschuldige Neckereien und Belästigungen des Feindes nicht hinausgekommen.

¹⁾ Raich, a. a. O., II 159. — ²⁾ Ebendas., II 170.

Indessen erinnerte sich später Eichendorff noch gern der kocken Streifzüge in den herrlichen Spreewäldern, wie er es noch im Jahre 1836 in einem an seine ehemaligen Kameraden gerichteten Gedichte ausspricht.

Am 17. Juli nahmen die beiden Freunde ihren Abschied, indem sie, wie Eichendorff schreibt¹⁾, „noch eine tüchtige Arbeit und einen fröhlicheren Erfolg“ sich versprachen. Sie hatten die Absicht, sich nunmehr dem Fouqué'schen Reitercorps anzuschließen; indessen kam es nicht dazu, weil inzwischen ein Waffenstillstand vereinbart worden war. Die beiden Freunde, welche ihren Thatendrang nicht zu zügeln vermochten, eilten jetzt nach Böhmen, wo sie in das Armeecorps des Generals von Kleist traten. In den folgenden Wochen kam auch Fouqué mit seinen Reitern nach Böhmen, und hier lernten sich die beiden Dichter zum ersten Male persönlich kennen und schlossen ein herzliches Freundschaftsbündniß miteinander.

Nach der siegreichen Schlacht bei Culm — am 30. August — in welcher Eichendorff Seite an Seite mit seinem Freunde Weiz focht, faßte er, aus welchen Gründen ist uns unbekannt, den Entschluß, in österreichische Dienste zu treten, doch fand er nicht die gewünschte Verwendung, so daß er Anfang September in die Heimath zurückkehrte. Hier blieb er andert-halb Monat und trat dann als Offizier in das 17. schlesische Landwehr-Regiment ein, welches damals die Festung Glatz besetzt hielt. Leider aber gingen seine und der übrigen Offiziere Hoffnungen, bald auf den Kriegsschauplatz gesandt zu werden, wieder nicht in Erfüllung; denn das Regiment wurde nach wenigen Monaten zur Besatzung Torgau's commandirt, welches Ende December 1813 capitulirt hatte. Am 10. Januar 1814 hielten die preußischen Besatzungstruppen ihren Einzug in die ent-sezglich verwüstete und von ansteckenden Krankheiten verheerte Stadt, wo sie trotz einer von Eichendorff verfaßten an den König gerichteten Bitt-schrift der Offiziere, die Truppen bald auf den Kriegsschauplatz zu rufen, bis Spätsommer 1814 aushalten mußten. So gewann Eichendorff eine freilich gar nicht erwünschte Muße, sich wieder mit der Dichtkunst zu beschäftigen und dichtete einige kleine Lieder, welche aus seiner kriegerischen Stimmung und den Anregungen des Soldatenlebens hervorgingen. Etwas Bedeutendes hat er aber in dieser, der stillen Sammlung des Dichters durchaus ungünstigen Zeit nicht geschaffen.

Nachdem der Pariser Friede geschlossen war, kam Eichendorff, den sein thatenloses Leben auf das höchste verdroß, um seine Entlassung ein. Vorher aber hatte er noch ein Duell zu bestehen, zu welchem ein sehr unbeliebter, von ihm mit einigen sarkastischen Bemerkungen beleidigter Offizier ihn gefordert hatte. Der jugendliche Ungefüg und ein allzu hoch

¹⁾ Raich, a. a. O., II 182.

geschraubter Ehrbegriff trugen in ihm den Sieg davon über Vernunft und religiöse Vorschrift. Glücklicherweise verlief der Zusammenstoß ohne nachtheilige Folgen für beide Duellanten. Im Juni des Jahres 1814 erhielt Eichendorff seinen Abschied, worauf er sofort in die Heimath zurückkehrte. In Lubowitz wurden nunmehr alle Vorbereitungen für seine Vermählung mit Luise von Lariſch getroffen, welche denn auch im October stattfand. Eichendorff hatte, wie er in dem jetzt folgenden engsten Zusammenleben so recht empfand, eine überaus gute Wahl getroffen. Seine Gattin, deren Richtung bei aller Neigung für Poesie und Kunst eine vorwiegend praktische war, bildete ein gesundes Gegengewicht zu der lebhaften Phantasiethätigkeit Eichendorff's, welche ihn leicht die Sorgen des täglichen Lebens übersehen ließ. Sie fühlte ihren Beruf in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Hausfrau und wachte sorgfältig darüber, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen.

Das junge, überaus glückliche Paar begab sich nunmehr nach Berlin, wo Eichendorff eine Anstellung suchte. Wie es ihm damit ergangen, schildert uns am besten ein Brief vom 28. Januar 1815, den er an seinen Freund Philipp Veit in Wien richtete¹⁾. „. . . Ich werde mein Heimweh nach Wien nicht los und kann mich hier in Berlin noch immer in nichts finden . . . Es ist und bleibt mir alles fremd: Religion, politische Gesinnung, ja selbst die allgemeine Fertigkeit, über Kunst und Wissenschaft abzusprechen, erschreckt und stört mich mehr, als es mich erfreut, denn es scheint mir wenig Liebe darin zu sein. In solcher innerlichsten Einsamkeit fühle ich einen recht aufrichtigen Trieb, in mir selber gründlich besser zu werden und Trost und Rath eifriger dort zu suchen, wo man ihn am Ende immer findet, und so weiß denn Gott immer am besten, was uns geziemt. Mein hiesiges Anstellungsgeschäft geht sehr langsam und trübselig. Denn obschon mich der Präsident und die Rätthe, denen ich in Potsdam meine Aufwartung machte, sehr zuvorkommend aufnahmen, so müßte ich doch nach allgemeiner Versicherung vorerst wenigstens anderthalb Jahre lang ohne Gehalt und Diäten dienen, welches mir meine Vermögens-Verhältnisse durchaus unmöglich machen. Ich will daher versuchen, so lang mein Geld noch reicht, irgend eine andere baldige Anstellung zu erhalten. . . . Sollte Herr von Schlegel vielleicht bei dem jetzigen Zusammenfluß von hohen Personen²⁾ oder durch Bartholdy u. s. w. irgend eine noch so geringe Anstellung in Wien für mich finden, so bitte ich ihn herzlich, mich nicht zu vergessen, und ich fliege mit unbeschreiblicher Freude in mein liebes altes Oesterreich zurück.“ Sein Herzenswunsch sollte nicht erfüllt werden, er blieb an Preußen gebunden, obgleich

¹⁾ Raich, a. a. O., II 298, 299. — ²⁾ Es war die Zeit des Wiener Congresses.

er sich, wie wir noch später sehen werden, bei aller Pflichttreue als einen entschiedenen Gegner der preussischen Politik zeigte. Seine Vermögens-Verhältnisse waren recht trostlose; er war, um leben zu können, geradezu auf ein Staatsamt angewiesen. Vom Vater durfte er Zuschüsse nicht mehr erwarten, da der Zusammenbruch des Vermögens nur noch eine Frage der Zeit war und dann höchst wahrscheinlich nur ein kleiner Rest in Händen der Familie blieb.

So mußte Eichendorff schweren Herzens der Zukunft entgegensehen, während er geglaubt hatte, seinem geliebten Weibe eine sichere Wohnstätte bieten zu können. Jetzt dachte er endlich daran, seinen schon so lange vollendeten Roman „Ahnung und Gegenwart“ der Öffentlichkeit zu übergeben, in der Hoffnung, durch ein wenn auch geringes Honorar seine finanziellen Verhältnisse zeitweilig zu bessern. Aber es war schwer, einen Verleger zu finden; mehrere lehnten rundweg die Uebernahme des Verlages ab, andere suchten die Entscheidung hinauszuschieben, so daß der an sich selbst irre gewordene Dichter sich an Fouqué mit der Bitte um eine Beurtheilung des Romans und Schaffung eines Verlegers wandte. Fouqué antwortete Ende November 1814 unter begeisterten Lobsprüchen — was ebenfalls sehr wichtig war — mit der Nachricht, daß sein Verleger Schrag in Nürnberg geneigt sei, den Verlag gegen ein Honorar von einem Friedrichsd'or für den Bogen zu übernehmen. Eichendorff sagte freudig zu und stellte an Fouqué die weitere Bitte, den Roman mit einigen einleitenden Worten zu versehen. Auch das that der gutmüthige Verfasser der „Undine“, und so erschien denn der Roman zu Ostern 1815.

Daß Eichendorff's erste größere Schöpfung ein Roman wurde, hat wesentlich seinen Grund in der schon erwähnten enthusiastischen Verehrung der Romantiker für Goethe's „Wilhelm Meister“, welcher sich der junge Dichter durchaus angeschlossen hatte. Dem Alten von Weimar nach-eifernd, schrieben Jean Paul den „Titan“, Tieck „Sternbald's Wanderungen“, Dorothea Schlegel den „Florentin“. Wilhelm Meister war ihnen die Summe alles Dichterischen, der Roman schlechtweg, und so wendete sich auch Eichendorff dieser vielumfassenden poetischen Form zu.

In „Ahnung und Gegenwart“ haben wir schon den ganzen Eichendorff nach seiner ethischen und dichterischen Grundstimmung: nach jener Seite ist der Roman echt deutsch und getragen von einem christlichen Geiste, nach dieser durchaus lyrisch und romantisch. Ueber die Unzulänglichkeit des Irdischen überhaupt und die Niedrigkeit jener Zeit insbesondere erhebt er den Leser in höhere Sphären und läßt durch ein leichtes Lüften des Vorhanges, welcher die Zukunft verschleiert, uns ahnen, daß ein besseres Geschlecht von kräftigerer Sittlichkeit die Wieder-

geburt der Menschheit anbahnen werde. Das Geschlecht, welches der Dichter uns in einer reichen Aufstellung von Charakteren anschaulich schildert, ist den großen und allerdings auch schweren Aufgaben der Zeit nicht gewachsen; in sorglosem Genießen verlebt es seine Tage, während das Vaterland aus tausend Wunden blutet; ohne jeden idealen Aufschwung, ja ohne einen festen Lebenszweck und höhere Gesinnung gefällt sich ein großer Theil der Mitlebenden in einem nüchternen Festhalten an der Wirklichkeit, und wo ein Mal ein höher gestimmter Geist versucht, der erdrückenden Atmosphäre zu entfliehen, da ziehen hundert Arme zugleich ihn wieder zurück. Es fehlt diesem Geschlecht das Gefühl der innern Zusammengehörigkeit in Religion und Vaterland; lediglich das Streben, das Ziel des Daseins in ausgiebigem aber „schönem“ Lebensgenuß zu finden, vereinigt sie in heiterer Gesellschaft. Machtlos stehen edele Geister ihren saftlosen Zeitgenossen gegenüber; vergeblich ist es, sie anspornen zu wollen zum Kampf gegen den fremden Eroberer, zu innerer Sammlung und Erhebung; verächtlich dreht die Menge jenen „Narren“ den Rücken, getäuscht werden sie selbst von denen, welchen sie eine große Gesinnung zugetraut hatten, und so wenden sie sich, von Ekel erfüllt ab und suchen Zuflucht im Schooße der Kirche.

Das ist der ideale Gehalt des Eichendorff'schen Romans. Es ist ein Zeitroman, aber nicht von jener Art, wo man hinter einer jeden Figur das Modell erkennen und mit Fingern auf den Gemeinten hinweisen kann; auch nicht ein solcher, wo in genauer Charakterisirung der historischen Situation und des Zeitgeistes, sowie in minutiöser Schilderung des Costumes das Hauptgewicht liegt. Eichendorff zeichnet nur Richtungen und schafft für diese entsprechende Typen; jedoch wohnt ihnen ein kräftiges individuelles Leben inne, und einzelne Züge für sie mögen seinem Bekanntenkreise entnommen sein. Der Prinz in seiner ungezügelten, ästhetisch angehauchten Sinnlichkeit ist so recht ein Vertreter der romantischen Genialitätshelden, welche die Sittengesetze mit der größten Unverfrorenheit übertraten, nie aber die angeborene Eleganz verleugneten. Er liebt, verführt, bereut; doch nie geht sein Gefühl in die Tiefe, ja, er gefällt sich darin, „Emotionen“ zu erleben und sie in dem Augenblick, wo jeden andern Sterblichen die Wucht des Erfahrenen niederdrücken würde, in wohlgesetzten Versen zu besingen. Man könnte fast annehmen, daß Eichendorff in dieser Figur einen bekannten, vielfach vergötterten Prinzen des preußischen Herrscherhauses habe darstellen wollen. Es ist bezeichnend, daß der Prinz sich mit einer oberflächlichen und sittlich nicht eben hochstehenden Welt-dame verheirathet und so gleichsam symbolisch die Grundstimmung seines Charakters andeutet. Rosa, eben diejenige, welche er zu sich auf den Thron erhebt, nachdem er sie ent-

und verführt hat, ist das genau entsprechende weibliche Seitenstück zu ihm; sie ist die Personification der gehaltlosen Salondame, welche, weil die Mode es verlangt, dem wahrhaft Schönen huldigt, es aber verläßt des äußern Flimmers wegen. Rosa zieht den idealen Grafen Friedrich, den eigentlichen Helden des Romans, durch ihre Schönheit auf einige Zeit an sich, wird ihm aber untreu, um sich dem Prinzen rückhaltlos hinzugeben.

Der Prinz sowohl wie Rosa stellen den größten Theil der vornehmen Gesellschaft dar. Ihr Leben ist ohne innern Halt, sie strucheln bei jeder Versuchung, aber sie strucheln stets mit Eleganz und sündigen nach allen Regeln der Aesthetik. Ihnen gegenüber steht eine andere Gruppe, welche gleichfalls den festen Stützpunkt verloren hat, aber sich durch eine große geistige Kraft aufrecht erhält. Auch ihnen fehlt der höhere Schwung, das unerschütterliche Zielbewußtsein; sie nehmen das Leben poetisch und leben poetisch. An ihrer Spitze steht Leontin, der genialische Weltmann, der Romantiker des Lebens. Er blickt mit überlegener Ironie auf die unter ihm krabbelnde Menschheit und ergötzt sich an ihr mit satyrischen Bemerkungen; er liebt es, mit einem schlagfertigen Witz zwischen die Begeisterung eines Idealisten zu fahren und dessen überschwängliche Phantasieen wie Seifenblasen auf ihr Nichts zurückzuführen. Gleichwohl aber erfüllt es ihn mit Wonne, sich hin und wieder in den wild dahinwirbelnden Strom des Lebens stürzen und von ihm tragen lassen zu können. Die Befriedigung eines thatkräftigen Lebens kennt er nicht; ziellos wandert er umher, genießt und liebt. Victor zeigt sich uns noch regelloser; er ist der Romantiker der äußersten Linken, ohne die Fähigkeit zu besitzen, genialisch zu leben. Auch ein weibliches Seitenstück fehlt hier nicht; wir haben es in der Gräfin Romana. Leontin nennt sie eine toll gewordene Männlichkeit; wir als Leser möchten sie die Symbolik der falschen, von Gott abgewendeten Romantik nennen. Mit allen Reizen des Körpers und des Geistes ausgestattet, von bewundernder Liebenswürdigkeit und südllicher Gluth, fliegt sie haltlos durch das Leben, berauschend und abschreckend, Niemanden beglückend, und findet ein klägliches Ende. Um diese beiden Gruppen reihen sich andere unbedeutende Personen, welche in ihrem niedrigern Kreise wieder dasselbe bedeuten und gleichsam die höhern Sphären in trübem Schein widerspiegeln.

Es war nun die Aufgabe des Dichters, der franken Zeit ihr gesundes Gegenbild vorzuhalten. Er thut es in dem Helden seines Romans, in dem Grafen Friedrich. Er ist der Repräsentant Eichendorff's; er ist sein Mund, und was er spricht, ist des Dichters eigenste Meinung. Friedrich ist der Dichter von Gottes Gnaden; ihm ist die

Poesie ein Stück Religion, der Dichter ein Priester, welchem Gott eine schwere Verantwortlichkeit auferlegt; er ist der Romantiker, wie er in Eichendorff's Seele sich gebildet. Eine sanfte Melancholie liegt über seiner Gestalt ausgebreitet, die stille Wehmuth, in eine Zeit versetzt zu sein, wo Thatkraft als Prahlerei und Sittlichkeit als Engherzigkeit angesehen wird. Niedrigkeit und Doppelzüngigkeit in der vornehmen Gesellschaft beleidigen seine hohe Gesinnung, getäuscht wird sein Vertrauen auf die Treue des weiblichen Geschlechts, und niedergeworfen werden seine Hoffnungen auf eine baldige Erhebung des Vaterlandes. So wendet er sich der Kirche zu, deren treu ergebener Sohn er immer gewesen, und tritt in den geistlichen Stand. Das weibliche Seitenstück ist hier die edele Julie, welcher bei aller geistigen Begabung der Sinn für das Genialische fehlt. Sie wird Leontin's Gattin; die Extreme berühren sich und bilden in ihrer Vereinigung ein schönes Ganzes.

So strebte Eichendorff, ein viel umfassendes Bild seiner Zeit, einen Zeitroman zu geben. Er schildert den geistigen Zustand seiner Umgebung mit überraschender Anschaulichkeit und läßt nur ahnen, wo die einzige Rettung zu finden sei. Das Bild ist in großen Zügen entworfen und hat nichts von der Kleinmalerei an sich, welche sonst dem historischen Roman eigen ist und die Eichendorff, wie wir noch sehen werden, Walter Scott so verhaßt machte. Local, Umgebung und Costüm sind dem Dichter höchst gleichgültige Dinge, er berührt sie kaum oder nur mit wenigen Worten; auch ist der gewöhnliche Gang der Dinge, wie sie das alltägliche Leben uns bietet, in keiner Weise beibehalten; der Dichter sieht von all' diesen Formen ab und setzt seine Personen in eine Welt, welche in dieser Gestalt nicht existirt hat. Es ist ein schier märchenhaftes Behagen, in dem seine Personen sich bewegen. Ihr Leben ist ein reines Gefühlsleben, in dem die Liebe eine große, aber keine dominirende Rolle spielt. Fragen wir indessen, was sie eigentlich treiben, so wird die Beantwortung schwer; denn der Dichter hat seinen Personen kein Ziel gesteckt. Es zeigt sich hier der große Einfluß von Goethe's Wilhelm Meister. Wie dieser, so ist auch Eichendorff's Roman wesentlich Bildungsgeschichte des Individuums, nur hat sich der katholische Dichter einen ganz andern Ausgang gewählt wie der „alte Heide“ Goethe. Friedrich gelangt durch bittere Erfahrungen zu der Ueberzeugung von der Wichtigkeit aller zeitgenössischen Bestrebungen, während Wilhelm Meister sich im Sande der allgemeinen Bildung verliert. In den Mitteln aber, die Entwicklung zu motiviren, findet sich bei beiden Romanen eine gewisse Aehnlichkeit. Auch Friedrich wird erfaßt vom Strom des Lebens; er geräth in seltsame Verhältnisse und Verbindungen, und mit jedem Schritt erweitert sich seine Welt- und Menschenkenntniß. So enthüllt

der Dichter vor unsern Augen eine an Gestalten und Situationen ungemein reiche Welt. Hoch und Niedrig findet seine Vertretung in interessanten, meist phantastischen Charakteren. Das Geheimnißvolle verbindet sich mit der alltäglichen Wirklichkeit, das Genialische, Uebersprudelnde mit dem schlicht Verstandesmäßigen, die Unschuld steht unvermittelt neben der nie befriedigten Sinnlichkeit, die größten Gegensätze erscheinen in dichterischer Verklärung. Es geschehen gar seltsame Dinge und unerhörte Begegnungen; es schürzen sich Knoten, an deren Lösung der Leser verzweifelt — nicht aber der Dichter, denn er weiß sich stets aus der Schlinge zu ziehen. So wunderbar auch Manches erscheint — es ist nichts unmöglich, es kann sich immer ein Mal in dieser oder jener Form ereignen. Der Dichter verfährt genau — ob bewußt oder unbewußt, mag dahin gestellt bleiben — nach dem Dictum von Novalis: „Im Roman muß alles so natürlich und doch so wunderbar sein, daß man glaubt, es könne nicht anders sein, und als habe man nur bisher in der Welt geschlummert, und es gehe Einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf.“ So ist in der That in Eichendorff's Roman alles natürlich und wunderbar zugleich; ungewöhnlich, aber nicht unmöglich. Und über dem allem, über dem Größten wie über dem Kleinsten, schwebt wie der leuchtende und erwärmende Sonnenball die ganze Fülle Eichendorff'scher Poesie, welche in jedem Thautropfen sich widerspiegelt und in entzückendem Farbenwechsel erglänzt. Der ganze Roman ist Poesie, reine, unversälschte Poesie; aber es würde schwer, ja unmöglich sein, zu sagen, worin sie besteht. Der Eine wird sie suchen in diesem Reichthum interessanter und edeler Charaktere, der Andere in der Gefühlstiefe, in der weiblich zarten Empfindung; dieser wird sie in den Handlungen und Situationen finden, und jener in der berauschenden Fülle schöner Naturschilderungen.

So reich ist der Roman an Schönheit, daß ein jeder Leser auf seine Weise ihn genießen kann. Was die Meisten fesseln wird, das ist wohl der echt lyrische Grundton, welcher das Ganze durchzieht, diese edele, reine, hohe Empfindung, welche sich nicht allein in den eingestreuten Liedern kundthut, sondern jeder Person und jeder Situation eigen ist. Nur ein idealer Geist, nur ein echter Christ konnte solch einen Roman schreiben, der in Wahrheit eine der Blüthen echter deutscher Romantik genannt werden darf.

Aber der Roman hat auch die Fehler seiner Vorzüge. Der lyrische Grundton der Eichendorff'schen Poesie verhinderte die vollkommene plastische Ausgestaltung der Handlung wie der Charaktere, welche die epische Dichtkunst verlangt. Alles, was ist, regte Eichendorff an; in der reinen Freude am Geschaffenen verlor er den Maßstab für die Stellung, welche die Personen und Dinge im dichterischen Kunstwerk einnehmen müssen;

er erteilte allem die gleiche Geltung, so weit es ihn selbst anregte, und so kam ihm die künstlerische Perspektive abhanden. Wir vermissen in seinem Roman die strenge Einheit und kunstgemäße Gruppierung, sowie die kräftigen Umrisse in den Gestalten. Die Stimmung, die Empfindung ist ihm alles; nur diese will er im Lesen hervorrufen, und das gelingt ihm in vollem Maße. Die Lectüre versetzt uns in einen Zustand vollkommenen Genießens; jede Absichtlichkeit ist verbannt, wir verspüren nichts als den belebenden Hauch eines echten Dichtergeistes.

So ist „Ahnung und Gegenwart“ ein echtes Kind der Romantik: national, christlich und wunderbar. Aber wie hoch steht es über den ein gleiches Ziel verfolgenden Schöpfungen romantischer Dichter! Tief dichtete mit dem Kopfe, seine Personen wußten wunderschön zu sprechen und hohe Ideen zu entwickeln — aber sie erwärmten den Leser nicht. Eichendorff trat als ein echter Dichter unter sie; was er dem Publicum bot, war mit seinem Herzblut geschrieben: es war sein eigenstes Wesen.

Aber doch hatte er aus der Frühromantik, welche noch in den Fesseln Wilhelm Meister's lag, einen Zug herübergenommen, welcher seiner ganzen Natur fremd war. Es ist das die kecke Behandlung von Liebesverhältnissen mit unverkennbar sinnlichem Anstrich, welche die Lectüre von „Ahnung und Gegenwart“ für die Jugend durchaus ungeeignet macht. Fouqué schrieb darüber an Eichendorff am 26. November 1814: „Um mit vollständiger Ehrlichkeit zu verfahren, gestehe ich Ihnen noch, daß es mir anfangs oftmalen ankam, als schaue die Sinnlichkeit an manchen Stellen allzu dreist durch ihre Blumengänge. . . . Doch wurde es mir späterhin klar, wie hier nicht sowohl Lüsternheit als vielmehr frische Keckheit obwalte, und mein letzter Zweifel schwand.“ Eichendorff antwortete am 25. December 1814¹⁾: „Tief gerührt hat mich Ihre Bemerkung, daß die Sinnlichkeit manchmal allzudreist aus verschiedenen Stellen meines Romans herausblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben — und so oft ich dann in diesen Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedes Mal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles, wie es war.“

Nichts lag unserm Dichter ferner, als bewußte Lüsternheit, nichts war ihm heiliger, als die Liebe — seine Lieder, sein Leben beweisen es. Wir wollen und können ihn wegen seiner leichtfertigen Schilderungen in genanntem Roman nicht entschuldigen, aber erklären lassen sich diese Ausschweifungen seiner lebhaftesten Phantasie doch wohl. Wir haben schon an-

¹⁾ Briefe an Fouqué, S. 80.

gedeutet, daß seine Jugendlectüre eine sehr regellose war und namentlich in Uebersetzungen französischer Romane bestand. Welcher Geist die französische Litteratur im Ausgang des 18. Jahrhunderts beherrschte, ist bekannt, und gewiß ist, daß in die Schloßbibliothek von Lubowitz die schlimmsten Sachen nicht aufgenommen wurden. Aber auch die weniger schlimmen mußten dem lebhaften Knaben gefährlich werden und ihm die Beschäftigung mit Liebesangelegenheiten als harmlos erscheinen lassen. Später kam die Lectüre von Wilhelm Meister und der Werke der Romantiker hinzu, welche in ihren frühesten Schriften die Grenzen der Sitte oft genug — wie auch im Leben — überschritten. Und endlich war man zu jener Zeit — auch eine Frucht der stark getriebenen Lectüre solcher Romane — sehr nachsichtig gegen regellose Liebesangelegenheiten und behandelte Personen, auf deren Vorleben solche „interessante“ Schatten lagen, mit einer schwärmerischen Theilnahme. Auch Eichendorff war hierin ein Kind seiner Zeit, und er ließ seiner Phantasie eine Freiheit, eine „Reckheit“, wie Fouqué richtig sagt, welche er seiner Leidenschaft nie gestattet hätte.

VI.

Ohne Zweifel würde Eichendorff's Roman, zumal er von einem allgemein vergötterten Schriftsteller wie Fouqué bevorwortet worden war, allgemeines Aufsehen erregt und den Verfasser zu einem bekannten Manne gemacht haben, wenn nicht wieder auftauchende Kriegsgefahren die Aufmerksamkeit der Welt von ihm abgezogen hätten. Am 1. März 1815 verließ Napoleon Elba, um noch ein Mal mit den europäischen Großmächten den Kampf aufzunehmen. Wiederum galt es, um die eben errungene Freiheit zu kämpfen, und Eichendorff, dessen junge Gattin ihn nicht allein nicht zurückhielt, sondern sogar ermutigte, ließ sich sofort wieder in die Armee einreihen. Er handelte in demselben Geiste, in welchem er gedichtet hatte. Am 1. October 1814 hatte er an Fouqué geschrieben¹⁾: „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiesse sich würdig beweise.“ Er gedachte sich unter Blücher's Commando zu stellen und eilte Ende April nach Lüttich, wo der gefeierte Feldmarschall

¹⁾ Briefe an Fouqué, S. 77.